

Christlicher Textilarbeiter

Centralorgan für Deutschland.

Gott und unser Recht!

Verantwortl. Redakteur: C. M. Schiffer in Arefeld
Breitstraße 109. Telefon Nr. 1296.
Satz- und sonstige Beiträge sind bis Montag abends an die
Redaktion in Arefeld einzuliefern.

Ausgaben stellen die Gespaltene Beitzelle 20 Pfg. Bei Wieder-
holungen wird Rabatt gewährt.
Beilagen werden mit 5 Mk. das Ganze berechnet.

Der „Christliche Textilarbeiter“ erscheint jeden Samstag und
kann vierteljährlich 75 Pfg.; durch die Post bezogen 90 Pfg.
Expedition, Druck und Verlag von Joh. van der Aa in
Arefeld, Unt. Kirchstraße 65. Telefon Nr. 1368.

5. Jahrgang. Arefeld, Samstag, den 18. Juli 1903. (Auflage 20,000.) Nr. 29.

An unsere Ortsgruppenvorstände.

Bei Ablauf des II. Vierteljahres sei an die prompte
und genaue Ablieferung der

Quartals-Abrechnung

beim Bezirksvorstand erinnert. Einige Ortsgruppen lassen
bezüglich der Pünktlichkeit viel zu wünschen übrig und
verzögern dadurch die Abrechnungen der Bezirke mit der
Zentralkasse sehr. Daß hierdurch mancherlei Unannehm-
lichkeiten entstehen, ist klar und deshalb unsere Mahnung:
Ortsgruppen-Vorstände, gewöhnt Euch an
Korrektheit und Pünktlichkeit!

Der Zentralvorstand.

S. W. C. M. Schiffer, Vorsitzender.

NB. Für die diesmalige Abrechnung werden die
alten Formulare noch benutzt, während für die Zu-
kunft noch neu zu entwerfende Abrechnungsformulare
zur Anwendung kommen.

Nachträge zum Webburger Textilarbeiter- streik.

Webburg, ein Städtchen des rheinischen Kreises Berg-
heim, hat eine verhältnismäßig hoch entwickelte Großin-
dustrie aufzuweisen. Vor allem fällt dem Besucher das
in der Nähe des Bahnhofs gelegene Anoleumwerk und
das Etablissement der „Webburger Wollindustrie“ (Spin-
nerie und Weberei) in die Augen. An der Spitze des
letzten genannten Unternehmens steht als Generaldirektor
der „Webburger Wollindustrie“ Herr Silberberg, der sowohl
hier als auch an dem Anoleumwerk, sowie an einem in
der Nähe (bei Bergheim) gelegenen Bergwerk finanziell
stark beteiligt ist. Herr Silberberg besitzt seit Jahren in
Webburg und Umgegend einen gewaltigen Einfluß auf
alle Bevölkerungsteile, welcher bei dem großen Vermö-
gen und der besonderen Art des Kommerzienrates, Wohl-
taten zu spenden, verständlich ist. Die Arbeitsverhält-
nisse in den Betrieben waren im allgemeinen bis vor
wenigen Jahren — und sind es zum größten Teil noch
heute — ganz „patriarchalischer“ Natur. Viele Arbeiter
haben indessen das Gefühl, als lebten sie in einem
„Königreich Stumm“. Es muß nämlich, um der Wahr-
heit die Ehre zu geben, ausgesprochen werden, daß Herr
Kommerzienrat Silberberg auch Wohlfahrts-einrich-
tungen geschaffen hat. Gute Absichten hierbei darf
man ruhig gelten lassen, obgleich die Arbeiter auch bei
diesen Wohlfahrts-einrichtungen vollständig von der Gnade
des mächtigen Fabrikherrn abhängig waren und gar von
einem Mitbestimmungsrecht der Arbeiter absolut nicht
die Rede sein konnte und kann. Bei solchen Verhält-
nissen braucht es nicht Wunder zu nehmen, wenn die
Wohlfahrts-einrichtungen seitens der etwas frei denkenden
Arbeiter mit dem größten Mißtrauen beurteilt wer-
den, so daß sie nur mit Widerstreben davon Gebrauch
machen und sich viel lieber einen höheren Lohn und grö-
ßere Unabhängigkeit wünschen.

Die Weber der „Webburger Wollindustrie“ schlossen
sich bereits vor vier Jahren dem christlichen Textilar-
beiterverband an. Schon bei der Einführung der
Organisation machte die Firma bzw. Herr Silberberg
Schwierigkeiten, die jedoch zunächst infolge Vermittel-
ung eines auswärtigen Herrn mit Mühe aus dem Wege
geräumt wurden. Zwei Jahre lang ging alles ziemlich
gut, bis plötzlich zwei Vorstandsmitglieder und ein Ver-
trauensmann der Ortsgruppe entlassen wurden. Als
Grund gab Herr Kommerzienrat Silberberg dem Zen-
tralvorstand des Verbandes folgendes an: „Die Ar-
beiter führten in ihren Versammlungen nur Klagen,
ohne auch das Gute der Firma hervorzuheben. Da habe
ich kürzlich ein fremder Agitator (es war Herr Schönbrenner-
Düren) über Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenunterstützung
in einer Versammlung referiert; es sei da Pflicht der
Vorstandsmitglieder gewesen, darauf hinzuweisen, daß
die „Webburger Wollindustrie“ noch keinen Arbeitsmangel
gekannnt habe; kurz, daß in Webburg bessere Verhältnisse
herrschten.“ Diese Unterlassungs-lünde führte zur Ent-
lassung der beiden Vorstandsmitglieder. Dem Vertrau-
ensmann wurden seitens der Fabrikleitung u. a. ehren-
würdige Dinge nachgesagt. Auf Veranlassung des Ver-
bandes ging der betr. Arbeiter gerichtlich vor. Das
Schöffengericht in Bergheim verurteilte den Spinner-
meister Keller wegen Verleumdung zu 10 Mk. Geldstrafe
und Tragung der Kosten. Der Verurteilte legte Ver-
suchung beim Landgerichte in Köln ein, wodurch die end-
gültige Entscheidung verzögert wurde. Vor dem Land-
gerichte schlossen die Parteien schließlich folgenden wört-
lichen Vergleich:

„Der Angeklagte erklärt, daß er den inkriminierten
Brief (an den Zentralvorstand des christlichen Textil-
arbeiterverbandes) auf Erfordern seines Fabrik-
herrn, des Kommerzienrates Silberberg zu
Webburg geschrieben habe, zu seiner Rechtfertigung
über gerügte mangelhafte Zustände in der Fabrik; es
habe ihm bei Abfassung dieses Briefes jedwede Absicht
der Verleumdung des Privatklägers fern gelegen. Ferner
erklärt Angeklagter sich bereit, die Kosten des Verfahrens
zu tragen. Der Privatkläger acceptierte diese Erklärung
des Angeklagten und zog die Klage zurück.“
Kommentar überflüssig.

Die beiden Vorstandsmitglieder wurden, nachdem
sie mit einer halbjährigen „Verbannung“ aus der Fa-
brik bestraft worden waren, wieder eingestellt. Aber
mehr wie einmal hat der Kommerzienrat Silberberg den
Arbeitern zu verstehen gegeben, daß er ihre Zugehörig-
keit zum christlichen Textilarbeiterverband „nicht wünschte“.
Er hat ihnen jährlich 1000 bis 2000 Mk. Zuschuß ver-
sprochen, wenn sie sich vom Zentralverbande abtrennen
und etwa einen lokalen „Bildungsverein“ gründen würden.

Die Webarbeiter der ebenfalls dem Kommerzienrat
Silberberg als Miteigentümer gehörenden Grube „For-
tuna“ in Bergheim sind vor einem halben Jahre mit
einer neuen Wohlfahrts-einrichtung bedacht worden. Ihnen
wurde nicht, so gelangten dort die katholischen Arbeiter so-
gar in den Besitz eines Bethauses. Gelegentlich der
Einweihungsfeier am 1. Februar 1903 richtete dann der
(jüdische) Herr Kommerzienrat Silberberg an die Ar-
beiter eine Ansprache, worin er sie laut „Bergheimer In-
telligenzblatt“ ermahnte, „nicht den sogenannten Volks-
beglückern Glauben zu schenken, welche unter dem Deck-
mantel für das Wohl der Arbeiter zu sorgen und sich
diesem Namen mit solchen Worten dem Arbeiter das
scheinbare Glück versprechen, dabei jedoch das Gegenteil
im Auge hätten.“

Die christlich organisierten Arbeiter in Webburg hat-
ten und haben dortselbst keine Freunde. Sie waren
und sind ganz allein auf sich selbst angewiesen. Fast
aus jeder Familie der Bürgerschaft ist ein Mitglied als
Beamter, Meister oder „Borarbeiter“ in irgend einem
industriellen Werke des mächtigen Kommerzienrates an-
gestellt, und so ist es nicht weiter verwunderlich, wenn
die organisierten Arbeiter überall mit mißtrauischen und
mißbilligenden Augen angesehen wurden. Die Gründung
eines Konsumvereins seitens der christlichen Textil-
arbeiter schlug der Fasse vollständig den Boden ein.
Selbst bei der katholischen Geistlichkeit fanden die
Arbeiter — das muß einmal offen gesagt werden —
keine Unterstützung, sondern das Gegenteil. Die in-
timen, privaten Beziehungen dagegen, welche
einzelne Geistliche mit dem Wohlthäter spendenden jüdi-
schen Kommerzienrat Silberberg unterhielten und noch
unterhalten, haben den Arbeitern einen großen Teil ihres
Vertrauens zu der Geistlichkeit geraubt. Insbesondere
würden einzelne spezielle Vorkommnisse geeignet gewesen
bei einer weniger echt religiös denkenden Arbeiterschaft
das Allerschlimmste — den völligen Bruch mit der Geis-
tlichkeit — herbeizuführen. Trotz all dieser Schwierig-
keiten hielten die organisierten Weber treu zusammen und
gehörten zu den alleropferwilligsten Mitgliedern des chris-
tlichen Textilarbeiterverbandes.

Was den Streik der Weber betrifft, so geht
aus Vorstehendem klar hervor, daß seit langer Zeit un-
ter den Arbeitern eine Gährung bestand, die man ver-
stehen kann. Zum Teil liegen die Ursachen des Kampfes
denn auch tiefer. Der direkte Anlaß war folgender:

In der Weberei der „Webburger Wollindustrie“
werden durchweg dieselben Artikel fabriziert, wie
in Aachen. Während die Aachener Webereien sämtlich
das gerechte Lohnsystem: je nach Qualität pro 1000
Schuß seit Jahr und Tag für die Weber eingeführt ha-
ben, berechnet die „Webburger Wollindustrie“ die Web-
löhne pro Stück von ca. 50 Meter. Die Weber in Web-
burg haben sich dadurch immer benachteiligt gefühlt und
eine Aenderung schon lange bei der Fabrikleitung bean-
tragt. Herr Kommerzienrat Silberberg, der Direktor,
hat auch bereits vor zwei Jahren einer Arbeiterdeputa-
tion beifällig versprochen, die Lohnberechnung nach 1000
Schuß demnächst, ganz gewiß aber innerhalb eines hal-
ben Jahres einzuführen. Dieses Versprechen ist nicht
gehalten worden, wohl aber leugnete die Verwaltung der
Fabrik daselbst später ab. Die „Webburger Wollindus-
trie“ hat in Aachen eine Filiale, auch läßt sie in meh-
reren Aachener Lohnwebereien arbeiten, dort werden die
Löhne pro 1000 Schuß berechnet. Warum also nicht
auch in Webburg?

Wenn man die Akkordlöhne der „Webburger
Wollindustrie“ nach dem Aachener System (pro 1000
Schuß) umrechnet, dann ergibt sich, daß die Weber in
Webburg für ganz gleiche oder ähnliche Artikel 5, 10,

15, 20, 25, 30, 35 pCt. weniger erhalten, als die
Aachener Lohnwebereien (die bekanntlich auch
nicht die höchsten Löhne geben) ihren Arbeitern zahlen.
Die „Webburger Wollindustrie“ bildet somit eine em-
pfindliche Konkurrenz für die Aachener Fabrikanten und
Arbeiter. In Aachen, wo die „Webburger Wollindustrie“
eine Filiale hat, wo sie in Lohnwebereien fabriziert
läßt, muß sie die üblichen höheren Löhne zahlen. Sie
tut das auch! Weshalb gelten denn für die Webburger
Weber so bedeutend niedrigere Lohnsätze? Man könnte
doch mit Zug und Recht das Wort anwenden: „Gleiche
Leistungen, gleicher Lohn!“ Die Webburger Weber aber
waren bescheiden: sie wünschten eine Lohnerböschung von
nur 3—10 pCt. Die Direktion wies die Arbeiter dem-
noch ab, als sie ihre gewiß gerechtfertigte und beschei-
dene Forderung vorbrachten.

Die Verwaltung der „Webburger Wollindustrie“ hat
während des Streiks die größten Anstrengungen ge-
macht, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Sie hat
sehr viel Zahlenmaterial über die Höhe der ver-
dienten Löhne der Arbeiter veröffentlicht. Zuerst kam
eine Aufstellung der Direktion in die Presse, worin der
„in 13 Wochen d. S. verdiente Durchschnittslohn“ ange-
geben war. Welche 13 Wochen waren das? Je-
denfalls hatte die Direktion sich die für sie günstigsten
ausgesucht. Sie hat dann später noch eine weitere
Aufstellung folgen lassen, worin der Durchschnitts-
tagessverdienst der Weber vom letzten halben Jahre an-
gegeben war. Die Richtigkeit dieser Angaben braucht
nicht bezweifelt zu werden, sie ist sogar zugegeben wor-
den. Tatsache aber ist folgendes:

1. Die Direktion der „Webburger Wollindustrie“ hat
bei der Aufstellung ihrer „Lohnliste“ jeden Feiertag, jede
Verzögerung, jede Wartezeit der Arbeiter in Abzug ge-
bracht, wodurch sie den „Tagelohn“ künstlich herabge-
setzt hat.

2. Der Arbeiter muß aber die ganze Woche, den
ganzen Monat, das ganze Jahr leben. Warum ver-
öffentlichte die Direktion nicht die Löhne pro Woche, pro
Monat oder pro Jahr? Nach der Aufstellung der We-
beiter, welche mit Hilfe des Lohnbuches der Fabrik eine
Aufstellung vom letzten halben Jahre machen konnten,
ergibt sich pro Woche 16—17 Mk. im Durchschnitt, also
1—2 Mk. weniger als man nach der Aufstellung der
Direktion (3 Mk. täglich) annehmen sollte. Liegt darin
nicht die Gefahr einer Irreführung der öffentlichen
Meinung?

3. Die Aachener Weber können bei den bedeutend
höheren Lohnsätzen (10—35 pCt.) unter sonst gleichen
Verhältnissen viel mehr verdienen als die Webburger
Weber.

4. Wenn es den Webburger Webern (in den letzten
Monaten) möglich war, trotz der viel schlechteren Lohn-
sätze den genannten Verdienst zu erreichen, so ist das
nur ihrem eigenen Fleiß, ihrer Intelligenz und — den
Lieberkunden zu verdanken. Denn es sind

5. die Kaffeepausen, Mittagepausen, ja halbe Nächte
(leider) mit Anknuten von Ketten u. zugebracht worden.

Herr Silberberg lehnte vor und während dem Streik
jede Verhandlung mit den Verbandsvertretern ab,
obgleich er sich doch sagen mußte, daß der Verband und
seine Vertreter nur die berechtigten Interessen der Ar-
beiter vertreten und den sozialen Frieden möglichst er-
halten wollen. Herr Silberberg — der in Aachen selbst
den Fabrikantenverband um Hilfe anging —
wollte vom christlichen Textilarbeiterverband und seinen
Führern nichts wissen.

Der Streik in Webburg ist bekanntlich verloren
gegangen. Auf die Reklame der Fabrikverwaltung hin,
daß sie „Arbeitern, die das Weben erlernen wollten,
während der Lehrzeit einen Tagelohn von zwei Mark
zahle, und daß der Durchschnittstagesverdienst der Weber
drei Mark betrage, meldeten sich eine ganze Anzahl
ländlicher Arbeiter, Tagelöhner, Hilfsarbeiter usw.
aus der Umgegend, die zum Teil morgens und abends
einen Weg von mehreren Stunden zu Fuß zurückzulegen
haben. Die Arbeiter mußten diesem Treiben des Direk-
tors Silberberg, die unbefangenen ländlichen Arbeiter
heranzulocken, tatenlos zusehen, da die Presse der dorti-
gen Gegend zwar dem Herrn Kommerzienrat in aus-
giebiger Weise zur Verfügung stand, aber den Arbeitern
für ihre Erwidernngen verschlossen blieb. Die Zahl
dieser Arbeitswilligen betrug bald annähernd hundert.
Die Leitung des christlichen Textilarbeiterverbandes
— die diesen wohl einzig dastehenden Ausgang des
Kampfes bei der vorzüglichen Geschäftskonjunktur un-
möglich voraussehen konnte — sah sich im Einverständnis
mit den freikundigen Arbeitern genötigt, den nutzlosen
Kampf aufzugeben. Da auch ein letzter Versuch, die
Direktion zu irgend welchen Zugeständnissen zu bewegen,
scheiterte, erfolgte die Beendigung des Streiks bedin-
gungslos.

Ein Teil der Arbeiter wurde nicht wieder eingestellt, doch wird derselbe noch vom Verbands unterstütt. Eine verhältnismäßig beträchtliche Anzahl der vorläufig beschäftigungslos gebliebenen Weber sind bereits in anderen Betrieben, namentlich in Aachen untergebracht, und es besteht alle Aussicht, daß auch der letzte dieser Arbeiter wieder seiner gewohnten Beschäftigung nachgehen kann. Viele müssen allerdings die heimliche Scholle verlassen, während einzelne sich einem anderen Berufe zuwenden wollen.

Die Vorgänge in Webburg sind für gewisse Verhältnisse typisch zu nennen. Wie sehen hier den Uebergang von patriarchalischen Gewohnheiten im Arbeitsverhältnis zu den modernen Formen desselben. Die Arbeiter haben das Gefühl, daß das patriarchalische, sogenannte gute Verhältnis zu ihren Ungunsten mißbraucht wird. Sie verlangen deshalb, daß die Fabrikleitung mit ihrer Organisation über streitige Fragen, die als Mißstände schwer empfunden werden, verhandelt, und daß man ihren billigen Wünschen entgegenkommt. Dieses Bestreben findet bei der Fabrikleitung kein Verständnis. Diese will vielmehr den Fabrikabsolutismus, den man fälschlicher Weise als Fabrikpatriarchalismus ausgiebt, beibehalten aus altbekannten Gründen: man fürchtet hohe Löhne wie bessere hygienische Einrichtungen der Fabrik, Abstellung von Mißständen und vor allem will man den Arbeiter nicht mitreden lassen, sondern frei und unbeschränkt über seine Arbeitskraft verfügen. Da ist es nicht verwunderlich, daß es zu Reibungen kommt.

Die Bürgerschaft ist mit tausend Fäden an die Fabrikaktion verknüpft. Auf der einen Seite nimmt man gern die Groschen der Arbeiter — der größte Teil der Geschäftswelt Webburgs lebt von den Arbeitern — auf der andern Seite mag man die Freundschaft des mächtigen, einflussreichen Fabrikdirektors, der die Söhne der besseren Bürger zu einem besseren Fortkommen verhelfen kann, nicht verbergen. Damit ist den Arbeitern natürlich nicht gedient. Sie wollen nicht der Puffer sein zwischen der Geschäftswelt und dem Fabrikdirektor. Und wer will darin den Arbeitern Unrecht geben? Wer kann und will verlangen, daß die Arbeiter sich ein solches doppeltes Bevormundungssystem gefallen lassen? Es ist erfreulich, daß die Webburger Arbeiterschaft soviel Selbstbewusstsein und Energie besaß, sich gegen dieses System aufzulehnen, daß sie sich nicht sklavisch duckt, sondern männlich für ihre berechtigten Interessen kämpft.

Ueber die geschäftliche Lage der Webburger Wollindustrie haben wir keine genaue Kenntnis, aber soviel können wir berichten, die christliche Arbeiterschaft besitzt Gerechtigkeitsgefühl genug, daß sie bei ihren Vorforderungen die geschäftliche Lage ihres Unternehmers berücksichtigt und nichts fordert, was zu dessen Schaden umwäglich ist. Das hat der christliche Textilarbeiterverband in der schlechten Konjunktur in tugendlichen Fällen bewiesen, wo sich die Arbeiter auf Grund glaubhafter Versicherung ihres Arbeitgebers mit Lohnreduktionen zufriedengeben. Wenn aber in Webburg die Arbeiterschaft der Ansicht ist, daß die Fabrikleitung der Webburger Wollindustrie die gleichen Löhne zahlen kann, wie die gleichartigen Fabriken in Aachen, und wenn sie ferner eine gerechtere Berechnung des Lohnes wünscht, wie er ebenfalls in Aachen üblich ist — pro 1000 Schuß aufstatt nach Meterzahl — so wird niemand behaupten können, daß dies eine unangemessene Forderung wäre. Einen plausiblen Grund hat die Direktion der Webburger Wollindustrie hiergegen nicht geltend machen können. Sie beruft sich darauf, daß die Arbeiter drei Mark pro Tag und noch mehr verdienen. Warum aber sollen die Arbeiter zu Gunsten des Millionärs Silberberg und der Aktionäre auf einen höheren Lohn verzichten? Begehrt sich etwa Herr Silberberg deshalb mit einem geringeren Gehalt oder geringeren Lantienmen, weil er in Webburg wohnt und nicht in Aachen? Schwerlich! Die

Forderungen der Arbeiter waren daher voll und ganz berechtigt. Die Arbeiter sind unterlegen, aber nicht nutzlos gemacht. Sie werden hoffentlich erkannten haben, nach welcher Richtung sich in Zukunft ihre Aufklärungstätigkeit bewegen muß. Es muß vermieden werden, daß arbeitslose (ladliche Arbeiter sich zu Streikbrechern mißbrauchen lassen; dann wird Herr Silberberg sich seines Erfolges nicht lange erfreuen.

Zur Lage in der Baumwollindustrie.

Die gesamte Baumwollindustrie, nicht allein Deutschlands, sondern des ganzen Kontinents, Englands und der Vereinigten Staaten befindet sich augenblicklich, so schreibt die „Zeitschrift für die gesamte Textilindustrie“, in einem gefährlichen Zustand. Die deutsche Baumwollindustrie gehört mit zu den wenigen Zweigen unserer nationalen Produktion, die in der Beschaffung des Rohstoffes vollständig auf das Ausland angewiesen sind. Gewiß ist es erfreulich, daß, wie in England und Frankreich, nun auch in Deutschland das Interesse an einer Verbesserung der Baumwollkulturen der Welt geweckt ist, und daß wir nun anfangen, vor allen Dingen auch auf die Ausdehnung der Baumwollkultur in unseren Kolonien das Augenmerk zu richten. Es ist gewiß keine Selbsttäuschung, wenn man durch diese Bestrebungen für unsere Baumwollindustrie in künftigen Zeiten eine Besserung in der Beschaffung der Rohbaumwolle erwartet. Aber dieser erfreuliche Zustand ist erst in Zukunft zu erwarten, und wenn auch diese Bestrebungen die unbedingte Wahrscheinlichkeit eines Erfolges für sich in Anspruch nehmen dürfen, so ist damit doch der augenblicklichen Misere in keiner Weise geholfen.

Die Baumwollindustrie befindet sich jetzt in einem Zustand, den die Wollindustrie im Jahre 1899 durchmachte, dem dann das schwarze Jahr 1900 folgte. Es brachte unserer Wollindustrie die größten bisher überhaupt in dieser Branche zu verzeichnenden Verluste.

Die Baumwollnot, welche jetzt besteht, hat bereits dahin geführt, daß die Spinnereien namentlich auch in England beträchtliche Einschränkungen haben vornehmen müssen, weil die Rohbaumwolle in genügender Weise nicht zur Verfügung steht und ein Preisstand erzielt ist, der unvereinbar ist mit einem Massenkonsum fertiger Baumwollwaren. Die Baumwollindustrie blickt aber auf Massenverbrauch. In dieser Hinsicht befindet sich die Baumwollindustrie noch in einer etwas ungünstigeren Lage als die Wollindustrie. Da Wollwaren spezifisch höherwertige Produkte sind, so wirkt hier eine Steigerung der Wollpreise durchaus später konsumvermindernd ein, gegenüber der Baumwollindustrie, wie oft schon eine verhältnismäßig geringe Steigerung der Preise ein Preisverfall des Verbrauches bewirkt. Baumwollene Erzeugnisse werden heute von allen und insbesondere den unteren Klassen der Bevölkerung getragen. Sie haben die wollebenen Erzeugnisse verdrängt, und sie sind in ihrer Preisgestaltung durch unsere neuzeitliche, eine Massenherzeugung bewirkende Technik soweit im Preise heruntergedrückt worden, daß der Verbrauch heute nur ungern eine nur geringe Steigerung der Preise konzedieren will. Die Preissteigerung (Steigerung) in der Wollindustrie von 1899 wirkte bei ihrer Intensität und Dauer zwar auch verbrauchsmindernd ein und zwar in der Richtung, daß man dazu überging, anstatt der Wollfabrikate Baumwollene Erzeugnisse bezu. sonstige Surrogate herzustellen. In der Baumwollindustrie ist dies nicht möglich, denn es gibt keinen textilen Rohstoff, der noch wohlfeiler ist als Baumwolle und diese ersetzen könnte.

Bereits zu Beginn dieses Jahres sind eine große Reihe von Branchen der Baumwollindustrie zu Preiserhöhungen übergegangen, die damals durchaus einen

Ausgleich der gleichzeitigen Steigerung der Baumwollgarnpreise ermöglichten. Seitdem sind aber die Rohbaumwoll- und die Garnpreise weiter gestiegen, und es ist heute tatsächlich den verarbeitenden Industrien unmöglich, auch nur annähernd zu dem heutigen Stand jener Preise ihre Fabrikpreise einzurichten. Da aber die Abschlässe seitens der Weiterverkäufer bereits getätigt und zumeist für die ganze Saison und für ein Jahr gemacht sind, so ist heute die Lage der verarbeitenden Industrien dadurch eine ziemlich prekäre geworden, daß sie die Auswahl haben, entweder unter Preisen zu fabrizieren, die ihnen bei den fortwährend gestiegenen Garnpreisen einen Gewinn nicht mehr gewährleisten, oder auch ihrerseits zu einer Einschränkung ihrer Betriebe überzugehen. Selbst wenn ein relativ starker Rückgang der Baumwollpreise eintreten sollte, so wird die Rentabilität der baumwollindustriellen Etablissements in diesem Jahre auch darum zu wünschen übrig lassen, weil dann schnell auch die Fabrikpreise zu folgen pflegen, ohne daß beachtet wird, wie sehr die Spannung zwischen Garnpreis und Fabrikpreis jetzt ungünstig für den letzteren ist.

Wenn daher die deutsche Baumwollindustrie vor großen Verlusten bewahrt bleiben will, so wird es notwendig sein, daß die augenblickliche Lage außerordentlich vorsichtig von den Industriellen betrachtet wird, und einerseits die Baumwollpreise nicht noch weiter in die Höhe getrieben, andererseits aber bei einem Zurückgehen derselben nur ein langsames Nachfolgen der Fabrikpreise bewirkt werden kann. Erfolgt diese nicht, so werden die Fabrikanten von Baumwollwaren in der nächsten Zeit wesentliche Verluste tragen müssen, und die Krise in der Wollindustrie im Jahre 1900 sollte ihnen eine Lehre sein, welchen Umfang diese Verluste erreichen können.

Die Lage der Baumwollindustrie ist tatsächlich die schwierigste der letzten Jahre. Sie wird noch dadurch verschärft, daß die Großhändler sich nicht entschließen wollen, neue Bestellungen für den Herbst vorzunehmen, weil sich nicht übersehen läßt, ob die Detailisten auch wirklich die Notwendigkeit anerkennen werden, den gesteigerten Produktionskosten gegenüber auch höhere Einkaufspreise zu bewilligen. Auf der anderen Seite sind die Rohstoffvorräte vielfach dem Erschöpfen nahe; kein Fabrikant hat den Mut dazu, bei den enormen Preisen jetzt Baumwolle einzukaufen, zumal die jetzt noch am Markt befindliche von recht zweifelhafter Qualität ist. Aus den Vereinigten Staaten wird gemeldet, daß in diesem Sommer ein Zeitraum bis zu zwei Monaten zu erwarten sein wird, in welchem die Fabriken ihre Produktion einschränken und viele dieselbe ganz aufgeben müssen, weil ein vollkommener Mangel an Marktvorräten in Rohbaumwolle eintreten wird, bis die neue Ernte auf den Markt kommt. Auch in Deutschland werden vielfach ähnliche Zustände eintreten. Dann wird aber zweifellos wegen Verringerung der Produktion ein fühlbarer Mangel an Baumwollwaren eintreten, der eine Steigerung der Preise zur Folge haben muß, wenn nicht die Fabrikanten bei einer einigermaßen beträchtlichen Besserung des Geschäftes und Zunahme von Bestellungen in unbedachtem Jagen nach Aufträgen das Preisniveau sich selbst herabdrücken.

Für die Industriellen und für die verbündeten Regierungen folgt aber aus dieser Notlage, in welche jetzt unsere Baumwollindustrie durch die vollständige Abhängigkeit in der Beschaffung der Baumwolle von den Vereinigten Staaten gelangt ist, mit allen Mitteln, wo nur in unseren Kolonien die klimatischen und sonstigen natürlichen Produktionsbestimmungen für Baumwolle erfüllt sind, zu einer Ausdehnung der Baumwollkultur zu schreiten.

Der Berghof.

Novellenroman von F. Oberparleiter.

8) (Nachdruck verboten.)
„Ah! welche Ehre, die Seni!“ sprach sie lächelnd, „hat wahrhaftig am Berghof noch etwas verfallen? Wäre sonst wahrhaftig nicht, was sie hierhergeführt?“
Diese unerschrockenen Worte brachten Seni auf einen Augenblick in Verlegenheit. „Aber was ist das für ein Wort, was ich Ihnen anstrahle, meine Sie!“
„Nichts habe ich verfallen, Frau Furtner, aber einige wunderliche Schwärmer haben sich auf dem Wege durch den Wald gefunden. Wollt sie der Frau Furtner bringen und dabei fragen, wie's dem Brauer geht — hab's schon einige Tage nicht gesehen.“
„Seni's Treuezeitung fand aber keinen Widerspruch.“
„Was Sie nur Ihre Schwärmer,“ entgegnete Margaretha in hartem Tone, „wie können sie so leicht noch welche kaufen! — und was die Seni anbelangt, so möchte ich wissen, wie es einer Dirne gehen sollte, die vom Geburt an auf fremder Leute Kosten lebt und ihnen das Leben verdorrt. — Wie soll's einer Dirne gehen, deren Dajen der eigenen Mutter zur Last wurde, während sie selbst im Hellen sitzt und das Eigentum anderer schmälert?“
„Frau Furtner,“ sprach Seni zitternd vor Erregung, „das ist eine harte Rede. Sollen die Kinder das Unrecht der Eltern büßen? — Kann der arme Brauer dafür, daß vielleicht ein schlechter Vater eine brave Mutter in die Welt gesetzt hat? Ich habe das Kind gepflegt vom ersten Tage an, als es der selbige Furtner angenommen hat, darum ist es mir, als wäre es mein leibliches Kind, und darum tun wir solche Reden auch wehe. — Der selbige Furtner hat die Seni mehr geliebt als seinen eigenen Sohn, der sich weder um ihn noch um den Berghof bekümmert hat. Seni hat ihm die Sorgen von der Seni verschafft — Seni hat ihm die letzten Lebensjahre erleichtert.“
„Ist leicht begreiflich, warum sie sich bei dem Alten eingeschrieben hat, die Schwärmer!“ warf Margaretha verächtlich ein.
„Nein, Frau Furtner,“ sei die Seni in's Wort, „Seni ist keine Schwärmerin, wie es ihr um's Herz ist, so gibt sie sich. Der selbige Berghof selber war kein Schwärmer, der hätte sich nicht lächerlich lassen — er hat ihr eheliches Leben erkannt. „Seni“, hat er oft gesagt, „Dich hat mir unser Herrgott in's Haus geführt — Dich hab ich so gern wie mein eigenes Kind.“
„Haha!“ ipottete Margaretha, „haha! wer die Schwärmer nicht kennen sollte; — hat ihnen ja auch wohl, wenn sie von einem jungen anständigen Weibe geschmeichelt werden — haha! Alter Schuft vor Tag und Nacht!“
„Frau Furtner! Diese böse Rede mag ihnen unser Herrgott verzeihen,“ rief Seni, „ich möchte nicht, daß Seni in's Wort käme, denn dann wüßte ich nicht, was geschähe wäre. — Wollt behüte es!“
In diesem Moment trat Seni vor, die bei den letzten Worten Seni anwesend aus dem Nebenzimmer gekommen war.
„Was sagst du,“ sagte sie, „was soll ich nicht hören, welche böse Rede mag der Herrgott verzeihen?“
„Ja, hab' Herr Berghof nicht auch Seni in's Wort, daß Seni sage fort!“

„Mein Leben ist wie ein offenes Buch, in dem Jedermann lesen kann, ich wüßte daher nicht, was ich über mich nicht hören könnte!“
„Si, si, Junger,“ ermahnte sich Margaretha, „Sie habt ja in Gegenwart dieser Person eine gar gewaltig scharfe Zunge; verzeiht wohl gar, daß es mir freistehet, diesen lästigen Besuchen ein für allemal ein Ende zu machen!“
„Ich bin perlen in Seni's Augen.“
„Frau Furtner,“ sprach sie, „diese Person, wie Sie sie nennen, ist keine Schwärmerin. Sie vor Allen danke ich es, daß ich zu einem ehelichen rechtlichen Zusammenhange herangezogen wurde. Mit ihr verbinde ich mein Herz von zarter Kindheit an, und wer ihr wehe tut, verletzt auch mich. Ich war es gewohnt, immer nur mit lieben, frommen Worten behandelt zu werden, aber immer mehr überzeuge ich mich, daß ich auf dem Berghof ein unwillkommener Gast bin.“
Margaretha ließ sie nicht weiter reden.
„Frau Dirne!“ geisterte sie, „das ging noch ab, daß man sich von einem einseitigen ungeliebten Weibe sein Benehmen vorzeichnen lassen sollte! Nein, Junger Furtner, Herrin am Berghof bist ich; und wenn die Einrichtungen hier nicht gefällt, dem steht es jede Minute frei, dorthin zu gehen, woher er gekommen.“
„Seni's Junge hat sich nicht weiter zu bewegen.“
„Nicht mich, Margaretha!“ sprach sie mit erstickter Stimme, „heute oder nie mag das von meinem Herzen, was es wie eine eiserne Klammer umfaßt.“
„Ihre Worte,“ wandte sie sich an Margaretha, „bestärken mich nur in meinem Vorsetze. Ein Ort, wo kein Liebes Wort regiert, wo kein Frieden und Eintracht haust und hunder herrscht, ein solcher Ort ist schlecht beraten.“ — hat endlich unser Herr Furtner gesprochen — und wahr ist's. Seit dem Tode des selbigen Furtner hat sich der Frieden am Berghof in die Höhe verwannt; und darum möge ich lieber mit dem ungeschicklichen Weibe unter freiem Himmel bei Regen und Stroh hängen, als an diesem Orte im Ueberflusse leben!“
„Schön, schön,“ warf sich Seni bei den letzten Worten an Seni's Brust.
„Nein, Seni! Wer ist Schuld an allen Zerwürfungen in unserem Hause als Du! Anstatt Dich ruhig wie es sich für ein Schwärmer, wie Du gestenst, äußeren Wünschen zu fügen, sehest Du Dein eigenes Kopf auf. Anstatt Dich zur Erde zu beugen, daß wir Dich für wert halten, Dich als Tochter in unserer Familie aufzunehmen, behandelst Du meinen Sohn wie einen Fremdling, tust ihm alles zum Tode und häugst Dich diesem Fugelwesen auf den Hals. Wer wie soll's anders kommen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“
„Seni, die bisher begünstigend eingewirkt hatte, wurde durch die letzten Worte plötzlich in Erregung versetzt.“
„Frau Furtner,“ sprach sie in ersticktem Tone, „Sie kennen den Brauer nicht, auf dem dieser Apfel gewachsen ist, aber wer weiß, ob er nicht geküchelt wäre, als mancher andere, der zwar schön dar täuschend dasthet, im Innern aber faulig und unbrauchbar ist.“
„Wozu habe ich“ warf Seni ein, „meine Mutter nicht geküchelt, aber mein Junger sagt mir, daß sie, was mag sie noch so ungerade: an mich gehandelt haben, nicht: schick: war. Mein Ja.“

„Nun sag mir, daß es noch einmal an den Tag kommen muß, was sie, die Arme, zu dieser Tat getrieben hat. — Was aber die Anspielung auf Ihren Sohn betrifft, so werden Sie sich, Frau Furtner: „Wer hatete ich einen ehelichen, haben Halberbusen als einen Waisling!“ „Und jetzt, Margaretha, nehmt mich mit. Ich will nicht länger unter jenem Dache leben, wo ich täglich an meine Herkunft erinnert werde, wo man täglich meiner armen unglücklichen Mutter das Armenfürsorgeklein klautet, wo mein Dajen verflucht, meine Liebe, meine Dankbarkeit gegen den selbigen Herrgott als erbärmliche Heuchelei hingestellt wird. — Frei, Margaretha, frei will ich sein von dem Alp, der mich hier zwischen diesen Mauern erdrückt!“
„Frei! Schurich! wo seid Sie,“ rief Margaretha zornig, „um dieser sechs Diene die richtige Antwort zu geben!“
„Seni verließ mit Seni eben die Stube, als Georg durch das Nebenzimmer eintrat. „Berührt, die Haare wack in die Stirne hängend, die Kleider verächtlich, verzerrt der erste Anblick, daß er die Nacht durchschwebt hatte. „Haha! Sie ist auf dem nächsten Schritte nieder und hürche teilnahmslos auf die zornschreienden Mitteilungen der Mutter.“
„Schau, schau,“ sagte er endlich, „die zimperliche Junger ist ja sonst das reinste Unschuldskindchen, die reinste Sanftmut. Woher nimmt denn die auf einmal diese Schärpe? Haha! Da soll sie einer ausbleiben bei diesen Weibern! Mit mir will sie nicht einmal scherzen — oh di' Weiber!“
„Halt ärgerlich, halt im besänftigenden Tone erwiderte Margaretha:
„Ja, scherzen wird sie mit Dir. Wüßte Dir so etwas ein Schade, daß Du nicht früher kommen bist; hättest hören können, wie Du ihr ins Herz gewachsen bist.“
„Was! Frau Georg auf, hat sie vielleicht etwas Ungerechtes gesagt von mir? Ich wolle ich's nicht raten!“
„Einem großen Respekt hat sie vor Dir, das muß man sagen — sie hat Deinen Wert gründlich getarnt und hat gefunden, daß ein jeder Halberbus — verzeiht mich Schurich — daß ein jeder Halberbus vor Dir den Börsig hätte.“
„Georg hieb mit der Faust auf den Tisch.
„Wie, was sagt Mutter!“ brüllte er, „das ist nicht wahr, das kann nicht sein, das sollte ihr teuer zu stehen kommen!“
„Was! noch das wenigste, was sie gesagt hat — ein Halberbus kann ja ein achtbarer Reder sein, so arm er auch ist — aber einen Waisling, meinte die Dirne, nein, den nimmt sie nicht, lieber einen Halberbusen.“
„Mutter!“ ächzte Georg, indem er den müden Kopf emporrichtete, „das hast Du anführen können — da hast ihr nicht gleich die Läre gewiesen?“
Margaretha trat an ihren Sohn heran. In sanfter mütterlicher Weise, ihm die Haare aus der Stirne streichend, sprach sie in halb vorwurfsvollem Tone:
„Schurich, hab' ich die Ueberzeugung, daß es eine Sünde ist? Schurich, Da weißt ich hab' Dich gerne, aber manchmal denk ich mir doch, daß der Vater recht hat, wenn er sagt, ich hätte Dich auch lauter Rede vertragen — Schurich! wann bist Du denn heute wieder herkommen? — Was soll denn dieses Reden — wohn' soll es denn führen?“

(Fortsetzung folgt.)

